

Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 13 (1937)
Heft: 37

Artikel: Ein gefährliches Orgelspiel
Autor: Renker, Gustav
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-751945>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ein gefährliches Orgelspiel

VON GUSTAV RENKER

Im Mai 1916 wurde ich von meiner hochgelegenen Bergstellung in das Seiseratal herab kommandiert, um Offizieren und Mannschaften eines dort liegenden ungarischen Honvedbataillon das Klettern, Erfahrung und Trittsicherheit beizubringen. Ich war zum ersten Male, seit ich an der Front weilte, im Tal. Die hohen grauen Kalkberge, in deren Felswinkeln und Höhlen, auf deren Gipfeln und Graten ich solange gelebt hatte, standen jetzt über mir, der Sturm trieb die Nebelfahnen um ihre Zacken, im Lichte der Abendsonne loderten und flammten die Gewaltigen gleich ungeheuren Fackeln. Dort oben war die Freiheit des weiten Schauens vom Eiswall der Hohen Tauern bis zum Märchenspiegel des adriatischen Meeres, dort oben hausten noch die Kameraden, mit denen ich den furchtbaren Winter weltabgeschnittener Einsamkeit und Lawinennot verbracht hatte — ich aber weilte talfangen in der Tiefe bei fremden Menschen, die zwar von echt ungarischer Liebenswürdigkeit und Gastfreundschaft, aber doch anderer Art und anderen Stammes waren.

Doch ich hatte nicht zu klagen. Der Dienst war zwar mühsam, denn es war keine Kleinigkeit, täglich einer ansehnlichen Zahl von Menschen vorzuklettern, sie Tritt und Griff zu lehren, am Seil gesichert über kleine Abätze und Wände zu losen. Aber schließlich war ich hier als alpiner Lehrer und Fachmann, und das Felsgehen war damals ebenso mein Beruf wie heute das Schreiben. Ansonsten war es sehr gemütlich und in der Offiziersmesse ging es zumeist mehr als fröhlich, nein, toll zu. Nach unserer bescheidenen Kost oben auf den windumrausten Höhen, wo jeder Laib Brot, jedes Stück Brennholz auf dem Rücken der geduldrigen bosniakischen Träger hinaufbefördert werden mußte, war mir die ungarische Küche, für mich heute noch die Krone aller Kochkunst, ein Schwelgen im Schlaraffenland. Und noch etwas erweckte, etwas durch den Hochalpendienst längst Verschlüttetes: der Musikant, der ich immer gewesen war, der in den Höhen nicht seine holde Kunst genossen hatte, sondern mit der Musik des Schneesturmes und Lawinendonners sich hatte bescheiden müssen.

Als der Bataillonskommandant, ein dicker kleiner Oberstleutnant mit irgendeinem unaussprechlichen magyrischen Namen, erfuhr, daß ich Musiker sei, wurde sofort eine Anzahl Soldaten in eines der verlassenen Dörfer beordert, um irgendwo ein Klavier zu requirieren. Und tatsächlich schleppten die wackeligen Honveds nach zwei Tagen eine verstimmete Drahtkommode daher, auf welcher ich abends zur Wonne der Kameraden Märsche und Walzer paukte, um in freien Stunden des Tages hübsch für mich an einer Oper zu komponieren. Denn damals hatte ich noch große Rosinen im Kopfe und wollte so etwas wie ein zweiter Richard Wagner werden. Die Oper ist natürlich nie aufgeführt worden. Aber heute noch, wenn ich den stattlichen Partiturband ansehe, muß ich denken, unter welchen Verhältnissen er entstanden ist: unter dem Schmetter der Granateinschläge, dem Knattern der Maschinengewehre, dem dumpfen Krach der Minenwerfer und dem Heulen der über unsere gedeckte Stellung ziehenden Kaliber.

Und noch etwas war da, wenigstens ganz in der Nähe: eine Orgel. Etwa dreiviertel Stunden von unserer Stellung, welche die vordere Frontlinie darstellte, befand sich das Dorf Wolfsbach, heute Valbruna genannt. Es war seinerzeit von den Italienern ziemlich ausgiebig mit Granaten eingedeckt worden und zum Teil abgebrannt. Ein gespenstisches, totes Dorf, in dem nur verwilderte Katzen umherstirren. Vom Gipfel des Mittagkofels aus war es von den Italienern gut eingesehen, so daß eine Belegung der noch erhaltenen Häuser — armselige, niedrige Hütten waren es eher — durch Truppen unmöglich schien. Denn jede Bewegung in den Straßen des Dorfes hätte der italienische Beobachter auf dem Mittagkofel mit einem von ihm geleiteten Feuer beantwortet. Und auf Wolfsbach waren die Italiener verdammt gut eingeschossen.

Das Kirchlein war stehen geblieben, wenigstens äußerlich. Zwar hatte einmal eine Granate die Decke durchschlagen und im Innern arge Verwüstungen angerichtet. Der buntbemalte Altar war zur Seite geneigt, als ob er bald einstürzen würde, nur die leidvolle Himmelsmutter mit dem Jesukindlein stand aufrecht und blickte aus seltsam verschleierte Augen auf das, was die armen Menschen mit ihrem Heim gemacht hatten. Es war ein kleines armseliges Kirchlein, passend zu dem Dörflein mit seinen fast in der Erde verkrochenen Häusern und Ställen. Auch die Orgel war kein großes Kunstwerk; keines der mächtvollen Instrumente, deren Vollklang dröhnt und donnert wie entfesselte Brandung, deren hohe Pfeifen gar lieblich singen gleich den Stimmen himm-

lischer Heerscharen. Das Orgelein, das vom Kriege bislang verschont geblieben war, war dürrig und von geringem Umfang. Aber es war immerhin eine Orgel. Und welchen Musiker hätte der Zauberklang dieses Wortes, das eine ganze Welt von Schönheiten in sich birgt, nicht angezogen?

Dieser Orgel wanderte ich zu, etwa zweimal in der Woche, je nachdem mir mein Dienst Zeit ließ. Und mein Diener Gräfling war mit dabei. Er war ein gar wackerer Mann, ein ehrsam Bauer aus dem Tale Simnitz in Kärnten, und ich glaube, er hatte mich recht gerne. Jedenfalls hatte er bei mir ein zumeist ganz angenehmes Dasein, bekam ordentlich zu essen und wenn ich einmal in dienstlicher Angelegenheit ins Hinterland fahren mußte, dann ersann ich stets einen Vorwand, ihn mitzunehmen und sagte ihm dann in der ersten Etappenstation: «Jetzt verschwinden Sie Richtung Ehefrau und morgen um so und so viel Uhr haben Sie wieder hier zu sein.» Das ließ er sich nicht zweimal sagen.

Gräfling war nicht etwa so hochmusikalisch, daß er das Bedürfnis gehabt hätte, meinem Orgelspiel beizuwohnen. Eine geräucherte Wurst oder eine ihm zugeschobene Extraportion aus der Offiziersküche war ihm hundertmal lieber als Bach und Mozart, und einen Unterschied zwischen den kompositorischen Stümperreien seines Herrn und den Werken jener Geistesheroen fand er nicht heraus. Ich hätte den Wackeren auch daheim in meiner Hütte, die sauber geschützt hinter einem riesigen Felsblock stand, lassen können. Vermutlich wäre er sogar lieber dort geblieben, hätte meine Stiefel und Kleider geputzt, das Seil auferollert und die schon schlappenden Sohlen der Kletterschuhe wieder angehäut, wäre in der Zwischenzeit in die Offiziersküche geschlichen, «a bißl schauen, ob's heute was gibt, das meinem Herrn Referenten schmeckt.» Für diese Art von Erkundungstätigkeit war mein Gräfling äußerst begabt.

Aber ich brauchte ihn, sogar sehr notwendig. Er mußte mir den Orgelbalg treten. Ich hätte nicht an seiner Stelle sein mögen, denn das war ein mieses Geschäft. Wenn einer musikalisch ist, mag es angehen. Da tritt er automatisch die Orgel und hört dazu eine Toccata oder Fuge von Bach. Aber wenn man unmusikalisch ist wie ein Trollmops und dabei eine Stunde lang treten, nichts als treten muß, so ist es entschieden eine Beschäftigung zweiter Güte.

Doch da konnte ich Gräfling nicht helfen. Von selbst kriegte das Orgelein keine Luft und so mußte er halt mit. C'est la guerre! Er tat es geduldig und ergebnislos alles, nur hie und da ließ er durchblicken, daß ihm was anderes lieber gewesen wäre.

«Da oben in den Wänden steht ein Rudel Gamsen, meld' g'horsamst, Herr Referent. Wie war's, mit taten uns da in die Sonn legen und mit dem Perspektiv (Fernglas) nach die lieben Viecherl schauen?» dabei schmolz seine Stimme fast vor Tierliebe.

Aber ich war schwerhörig. Und so mußte er Orgel treten, der Arme.

Das leere tote Dorf konnte, wie gesagt, vom Beobachter auf dem Mittagkofel gut eingesehen werden. Aber manchmal war den Italienern diese Ruhe doch verdächtig. Vermuteten sie, daß vielleicht ein nachtsüber angelangter Truppentransport hier vorübergehend Unterstand genommen hatte oder wollten sie im vornhinein diese Möglichkeit zunichte machen? — Ich weiß es nicht. Doch zeitweise kam es ihnen in den Sinn, das Dorf wieder einmal zu «beledern», und dann mußten, je nach der Massigkeit der Beschießung, ein paar Häuser daran glauben oder auch nicht.

Es ist nun wieder so ein Maitag, daß man die Engel vom Himmel herunterjubeln hört und sind doch nur die Vögel, die nichts von Krieg und Tod wissen und Lenzliebe singen. Die Berge glänzen silbern und oben vor den Kasernen werden sie noch skifahren. Immer habe ich mich aus dem Tal zu den Kameraden von der Hochgebirgsfront geseht. Heute aber, wie wir von den Stellungen talaus wandern und ich gegenüber am Berghang das junge, grüne Laub sehe, das dort so zart ist wie ein Kinderlied, da scheint mir die Frühlingswelt wunderschön, heute einmal möchte ich nicht oben sein und voll Uebermut fange ich selbst zu singen an:

«Wohlauf, die Luft geht frisch und rein ...»

Gerade heute war ich so lustig — und eine Stunde später angelte das böse Gerippe mit seiner Sense nach mir.

Gräfling will die gute Stimmung nützen und dem Orgeltreten entfliehen. Da es nirgends an den Wänden «liebe Gamsern!» gibt, wird er lyrisch und schlägt vor, ob wir nicht Veilchen pflücken sollten. «Sooo schöne Veigerln». Aber erstens pflücke ich überhaupt niemals

Blumen, weil ich sie in ihrer natürlichen Umgebung lieber sehe, und zweitens: was hätte ich hier an der Front mit Veilchen machen sollen? Den dicken Oberstleutnant beglücken? Dem ist 'ne Buddel Schnaps lieber.

Da ist das Dorf, leer und öde wie immer. Heute nacht hat im Schutze der Dunkelheit eine M. G. Kompagnie hier biwakiert und ist längst weitergezogen nach dem Braschniksattel. Die paar verwilderten Katzen sehen sich ab und zu hoffnungsvoller drein, denn sie haben sich mit Abfällen die Bäuche vollgeschlagen. Im Friedhof bleibe ich stets vor einem Grab stehen, darin ein gewisser Franz Wukening und Ignaz Bauhofer liegen. Ich weiß natürlich nicht, wer sie waren und warum sie zusammen den letzten Schlaf tun. Vielleicht sind sie gemeinsam verunglückt. Aber ein schöner Spruch steht da:

Gott ist wahrhaftig und getreu.

Hier liegt der Herr und auch sein Knecht.

Nun ihr Weltweise tretet herbei,

Sagt, wer Knecht und Herr da sey.

Dann die wacklige Stiege hinauf zum Orgelein. Gräfling begibt sich gottergeben an sein saures Amt, und der Balg beginnt zu knarren und zu blasen, als ob ein Nilpferd prustend aus dem Wasser tauche. Mir ist noch immer frühlingstfroh zumute und zugleich feierlich, so feierlich — ich weiß nicht warum.

In Frohmüt habe ich zuerst über das kecke Studentenlied, das ich draußen gesungen habe, phantasieren wollen, aber — es ist doch ein Gotteshaus, wengleich zertrümmert und zerschunden. Und draußen schlafen viele brave Bergbauernleute nach hartem, arbeitsreichem Leben.

Sinnend lasse ich einen Finger auf einer Taste liegen, auf dem A, lasse es anschwellen, ziehe die Vox celesta und gebe das Cis und G dazu. Der Dreiklang verhaucht, jetzt fällt mir ein Thema ein, das lasse ich in den Bässen aufrollen, ganz von ferne und leise, als käme eine große Welle daher. Dann mächtiger Akkord, ein Aufbrausen aller Register —

Da reißt ein wüster Krach in mein Spiel. Die Orgel zittert, die Kirche zittert, irgendwo rieselt Kalkbewurf von den Wänden.

Der Blasbalg stöhnt seine Luft aus, als müsse er sterben, und Gräfling kommt hervorgestürzt.

«Sie schießen.»

Wir sehen uns schweigend an.

Rumms. Etwas entfernter.

«Ja, sie schießen.»

Gräfling kratzt sich hinterm Ohr. «Jetzt sitzen wir drinn in der Scheißgassen. Schn's, Herr Referent, wären wir lieber Veigerln suchen gegangen!»

Nun kommt eine ganze Lage — pfeifend und heulend, dann das Krachen und irgendwo ein Poltern und Splittern, ein Stürzen und Rumoren. Da hat es ein Haus erwischt. Das Dorf ist klein, und wenn sich die Italiener in den Kopf gesetzt haben, es heute völlig zusammenzuschießen, dann dauert's mit uns nicht lange.

Das ist eine jener Stunden, wo man sich zum großen Marsch bereit macht.

Ich zünde mir eine Zigarette an, aber das ist nur Nervosität. Gleich werfe ich sie wieder weg.

«Jesses, Herr Referent, das Holz ist ganz dürr. Wollen's die Kirchen verheizen?» Er zertritt den rauchenden Glimmstengel. Und das ist angesichts der unaufhörlichen Einschläge so komisch, daß ich lachen muß.

«Ist das Ihre ganze Sorge, Gräfling?»

Er ist sehr ernst — ein frommer Bauer aus den Bergen. Kaut auf die Bank neben der Orgel und faltet die Hände. Gewiß betet er und denkt an Weib und Kind.

Beten? Reu und Leid machen in der letzten Stunde?

Mein Gebet waren immer Berge und Musik. Da habe ich den Herrgott näher gefühlt als in der Kirche. Mir ist, als wollte ich etwas spielen, etwas recht Erhabenes, Heiliges und Schönes. Ja, ich gebe es heute zu: es wäre ein wenig Theater für mir selbst gewesen, wenn ich es getan hätte. Aber wenn man jung und romantisch ist, dann hält man so etwas für echt. Doch die Tasten sind stumm geworden, Gräfling sitzt ja neben mir, betet und der Treibalken ruht.

Wir sitzen beide ganz still — draußen ist die Hölle los. Einmal lüpfet es uns hoch: ein Schlag, als hätte sich die Erde aufgetan. Das war knapp neben der Kirche. Der nächste Treffer haut ein.

«... und vergib uns unsere Schulden in dieser Stunde unseres Absterbens...» immer wiederholt Gräfling die Worte. Immer wieder. Es ist, als dränge er sich förmlich in das Himmelstor hinein.

Die eintönigen gleichen Worte wirken auf mich wie ein Schlummerlied. Ich höre nur sie, nichts als sie.

Nichts als sie? Langsam und unmerklich kommt es mir in den Sinn, daß man wirklich nichts anderes mehr hört, als das Gemurmel meines Kameraden.

«Gräfling. Es ist fertig. Sie schießen nicht mehr.» Ich sehe in ein paar weltverlorene Augen. Doch rasch kommt Leben in sie, Aufmerken und Lauern.

«Meiner Seel. Sie hab'n aufgehört. No, das war ein kurzer Schrecken!»

Er ist schon wieder üppig, der wackere Kerl. Wir sind ja etliches an Spektakel von Beschießungen gewöhnt, aber in einer solchen Mausefalle sind wir denn doch noch nie gegessen.

Ich sehe auf die Uhr. «Kurz, meinen Sie. Was denken Sie, wie lange das gedauert hat? Fast dreiviertel Stunden.»

Er schüttelt den Kopf. «Nein, wie einem bei so was die Zeit vergeht.» Den Tonfall dieses wunderbaren Ausspruches werde ich nie vergessen.

Jetzt aber schnell heraus — am Ende fangen sie nochmals an. Wir purzeln mehr als wir gehen die Treppe hinab, hinaus ins Freie. Da sieht es böse aus. Etlidhe Häuser sind ganz zusammenkartätscht, andere auseinandergerissen, als hätte eine riesige Axt sie gespalten. Im Friedhof unmittelbar neben der Kirchenmauer ist ein großer Trichter, just dort, wo das Grab mit der sinnigen Inschrift war. Knochen liegen umher, eine abgesprengte Schädeldecke. Ja, was ist nun Herr und Knecht?

Und dann laufen wir der Talwand zu, immer in Besorgnis, daß es noch einmal zu krachen beginne. Aber es bleibt still, nur das übliche Knattern vorne an der Front und die dumpfen Aufschläge in den Bergen. Weshalb sie geschossen haben? Das werde ich natürlich nie erfahren, doch ich vermute, der Beobachter vom Mittagsskofel hat in der Nacht ein nicht lichtdicht abgedichtetes Feuer der M. G. Kompagnie gesehen und hat vorsichtshalber, falls noch wer im Dorfe stecke, hinein heizen lassen. Wie er dann gesehen hat, daß keine Menschen entsetzt rennen und flüchten, daß nur schäbige Hütten umfallen statt Soldaten, hat er die Beschießung wieder einstellen lassen.

Wir gehen über eine Wiese, an deren Buschrand viel Viehchen sind. Gräfling hat jede Teilnahme daran verloren. Aber ich plücker mir eines und lege es in mein Taschenbuch. Darin ist es viele Jahre gelegen als Erinnerung an jene Stunde. Und einmal ist es, schon ganz brüchig, zerfallen. Im Herdfeuer meiner Alphütte im Lötschental habe ich die dürren Staubstücke verbrannt, in den Bergen eines friedlichen Landes, das nie erfahren, was Krieg und Grauen sind, aber auch nie erlebt hat, was der Gefahr unbändige Lust ist, was die Größe der Nachbarschaft des Todes ist.

Nicht so schnell, Herr Zugführer!

Monarchen, denen die Eisenbahn zu rasch fuhr

Wenn die Knaben von heute reife Männer sein werden, wird wohl einer oder der andere von ihnen seinen Söhnen erzählen: «In meiner Jugend gab es noch alte Leute, die behaupteten, sie zögen es vor, mit einem Pferdefuhrwerk durch eine schöne Landschaft zu zotteln, statt im Auto mit 100 Kilometer Geschwindigkeit zu fahren. Die Geschwindigkeit von 100 Kilometer, müßt ihr wissen, galt damals, bei der Rückständigkeit der Technik, als eine ganz gute Autoleistung für den Alltagsverkehr. Jene Alten aber, die die Pferdegewwindigkeit vorzogen, wurden von vernünftigen Leuten natürlich verlacht.»

Tatsächlich ist es heute bereits zu einem Axiom geworden: Je schneller, desto besser! Wir haben alle keine Zeit — vielleicht kommt es, da Zeit Geld ist, daher, daß wir alle kein Geld haben. Vor hundert Jahren hatte man auch kein Geld, die beiden ersten Jahrzehnte nach den napoleonischen Kriegen waren fast noch schlimmer als das Zeitalter nach dem Weltkrieg. Aber damals hatte man wenigstens Zeit.

Als dem österreichischen Kaiser Ferdinand das Projekt einer Eisenbahn von Wien nach Brünn vorgelegt wurde — die Anfangsstrecke der Bahn, die dann «Kaiser-Ferdinand-Nordbahn» genannt wurde — und man ihm erklärte, mit dieser Bahn werde man in sechs bis sieben Stunden von Wien nach Brünn fahren können, fragte der Kaiser erstaunt: «Wer hat's denn gar so eilig, nach Brünn zu kommen?» Ferdinand, genannt der Gürtige, war allerdings schwachsinnig. Aber für Eisenbahnen hat er sich seitdem interessiert. Als ihm später das Projekt der Bahn von Wien nach Wiener-Neustadt (Anfangsstrecke der Südbahn) vorgelegt wurde, zeigte sich, daß der Kaiser allerlei über Eisenbahnen in andern Ländern gehört und gelesen haben mußte. Denn diesmal fragte er: «Was für Tunnels würd's denn da geben?» Und als der Minister sagte, es sei eine ebene Strecke und da gebe es keinen Tunnel, wurde der gürtige Ferdinand ganz böse: «Was, in Frankreich haben's Tunnels und in England, und wir sollen keine haben? Das erlaub ich nicht.» So blieb nichts anderes übrig, als bei Gumpoldskirchen einen künstlichen

Tunnel anzulegen; man schüttete Erde auf und führte die Bahn durch.

Aber auch der scharfsinnigste Fürst jenes Zeitalters hielt nichts von Schnelligkeit. Im Jahre 1842 fuhr Prinz Albert, der Gemahl der Königin Victoria von England, zum erstenmal mit einer Eisenbahn, es war die Great Western. Und die Herausgeber der Briefe und Tagebücher der Königin Victoria merken an, daß der Prinz beim Aussteigen aus dem Zug sagte: «Das nächste Mal nicht so schnell, Herr Zugführer, wenn es Ihnen recht ist.» Dabei war der Prinz-Gemahl der eifrigste Förderer jeden Fortschritts — er muß also Schnelligkeit nicht für einen Fortschritt gehalten haben.

Daß Zar Alexander III. mehr als vierzig Jahre später ein Gegner der Schnelligkeit war, wird man bei seiner rückständigen Gesinnung vielleicht eher begreifen. Tatsache ist, daß, wenn er nach Deutschland fuhr, die von ihm benützte preußische Strecke ihren ganzen Fahrplan umstoßen mußte, weil der Zar eine Stundengeschwindigkeit von mehr als 25 Kilometer für allzu gefährlich und ungesund hielt.

Der neue Zeppelin bietet den Vorteil der Sicherheit, aber sein Tempo befriedigt nicht. Wenn er nicht starken Rückenwind hat, kommt er über 160 Kilometer in der Stunde nicht hinaus. Wenn die Aero-plan-Linie über den nördlichen Teil des Atlantischen Ozeans, die Oberst Lindbergh schon in Amerika studiert und dann in England vorbereitet hat, zustande kommt, wird der Zeppelin weit überholt sein — die Aero-plan-Linie wird eine Durchschnittsgeschwindigkeit von mindestens 250 Kilometer stündlich haben und die Luftschiffe sozusagen zu Bummelzügen der Luft machen.

Das nächste wird natürlich der Stratosphärenflug sein, mit etwa 800 Kilometer stündlich — kein Luftwiderstand. Aber das Ideal bleibt, von Osten nach Westen schneller zu fahren, als die Erde sich dreht: so daß Sie um 9 Uhr früh von Zürich abfliegen und um 8 Uhr früh desselben Tags, also eine Stunde vor der Abfahrt, in New York ankommen können ...

Ludwig Reve.

Schwache Wölbungen verursachen müde, schmerzende Füße



Müde, schmerzende Füße, Rheumatismus-artige Fuss- und Beinschmerzen, wunde Fersen, schwache Gelenke — dies sind die Anzeichen schwacher Wölbung. Millionen von Menschen haben ihre Fussleiden mittels **SCHOLL'S FOOT-EAZER** beseitigt. Diese leichten, verstellbaren, biegsamen Einlagen entlasten die überangestregten Muskeln und Ligamente (die Ursache der Schmerzen) und stellen langsam die normale Wölbung wieder her. **SCHOLL'S FOOT-EAZER** kann in jedem gut passenden Schuh getragen werden. In Grössen für Damen und Herren, Mädchen und Knaben. Fr. 16.— p. Paar. Fachgemäße Anpassung in jedem offiziellen Scholl-Depot.

Scholl's FUSSPFLEGE-SPEZIALITÄTEN

Illustrierte Gratis-Broschüre „Die Pflege der Füße“ und Gratismuster von Scholl's Zinc-Pads für Hühneraugen, sowie die Adresse des Ihnen nächstgelegenen Scholl-Vertreters durch Scholl A.G., Spalenberg 4, Basel.
Name
Adresse

ScherkTIPS

Daftada, gepflegte Hände!
Waschen Sie sich einmal mit Scherk Moxa-Seife, nach 10 Minuten bemerken Sie, daß der feine Duft an Ihren Händen haften geblieben ist. Legen Sie die Seife zwischen Ihre Wäsche, dann duftet der ganze Schrank. Stück 175

Mystikum Puder
der berühmte Scherk Puder. 1,25, 2,00, 3,00

Und für Ihn?
Bringen Sie ihm einmal eine Flasche Tarr mit Tarr verwandelt die tägliche Tortur des Rasierens in ein Vergnügen. Das Brennen und Spannen hört sofort auf. Bakterien werden wirksam abgetötet und die Haut wird völlig weich und glatt. Flaschen zu 1,50, 2,25, 4,00, 7,50

Wer 50 Cts. Porto an Arnold Wessermann jun., Zürich 6, schickt, bekommt eine Probe. Bitte Adresse deutlich schreiben.



DIE SCHÖNHEITSSCHULE

Fangen Sie mit der Grundlage aller Schönheitspflege an: Säubern Sie das Gesicht gründlich mit Scherk Gesichtswasser! Und dann lesen Sie, was das kleine Büdlein an der Scherk Gesichtswasser-Flasche sagt: Nur die bis in die Poren gesäuberte Haut kann schön wirken! Und schön werden! Durch Schönheitspflege mit Scherk Gesichtswasser!

Taschenflasche zu 1.60, Flaschen zu 2.50, 4.25u. größer.

Denken Sie auch an die hygienische Scherk Gesichtswatte.

SCHERK

Seit 1891 die angenehme Form

Hallwiler Forellen

Fabrikant: M. G. BAUR, Beinwil a./See

Dem Bild-Inserat

ist die nachhaltigste Wirkung zu eigen. Verlangen Sie Vorschläge • Zürcher Illustrierte

Flaschenspülen geht leichter mit **PER**

HENKEL BASEL DR 033a